

7. Zur Kritik einiger Implikationen der Individualisierungsthese

Mit dem Individualisierungstheorem sind insbesondere drei Aussagen verbunden, die aufgrund der hier vorgelegten Fallstudien überdacht werden müssen. Es ist dies erstens die aus sozialstrukturanalytischen Befunden abgeleitete Aussage, dass im Zuge gesellschaftlicher „Individualisierungen“ die Familie und sozialmoralische Milieus ihren vormals entscheidenden Einfluss auf die Herausbildung individueller Muster der Lebensführung und der Wirklichkeitsdeutung eingebüsst hätten. Zweitens ist es die unter anderem aus Befunden der Biographieforschung abgeleitete Aussage, dass zeitgenössische Individuen über ein fragmentiertes Bewusstsein und eine fragmentierte Identität verfügten. Und drittens ist es die insbesondere aus Befunden der empirischen Jugendforschung abgeleitete Aussage, bei zeitgenössischen Jugendlichen lasse sich ein neues „Wertesystem“, ein „Wertesystem der Individualisierung“, auffinden. Im Folgenden wird rekapitulierend dargelegt, inwiefern die Ergebnisse der hier vorgelegten Fallstudien diesen drei Aussagen widersprechen.

7.1 Bedeutungsverlust der Familie?

Von den Theoretikern der Individualisierung wird die Familie als eine „traditionale Sozialform“ aufgefasst – in Ulrich Becks *Risikogesellschaft* heißt es an einer Stelle gar, sie sei ein „Stück Mittelalter“.¹⁸⁵ Mit dieser Auffassung ist die Vorstellung verbunden, in zeitgenössisch „modernen“ Gesellschaften bildeten sich Identitäten und Bewusstseinsformen nicht mehr innerhalb des diffusen Beziehungsgeflechts von Familien heraus, sondern sie seien das Ergebnis von „Moden, Verhältnissen, Konjunkturen und Märkten“.¹⁸⁶ Die Familie selbst mutiere im Verlaufe des Modernisierungsprozesses zu einem Zweckbündnis auf Zeit. Weil es parallel dazu zu einer Erosion traditionaler Großgruppenmilieus komme, denen sich einzelne Familien vormals

185 Beck (1986: 194).

186 Beck (1986: 211).

noch hätten zuordnen lassen, büße die Familie ihre „Prägekraft“ auf das Individuum mehr und mehr ein.

In den einleitenden Überlegungen zu dieser Arbeit wurde argumentiert, dass die drei zentralen Implikationen dieser Auffassung nur schon in einer rein konstitutions-theoretischen Betrachtung außerordentlich problematisch sind. Indem sie diese kurz-schlüssig zu einem historischen Relikt erklärt, ignoriert die Rede von der Familie als einer „traditionalen“ Sozialform, dass selbstverständlich auch moderne Gesellschaften konstitutiv auf einem Fundament von Vergemeinschaftung aufruhren. Oevermann fasst dies wie folgt: „Soziologisch gesehen ist Gemeinschaft ein Kollektiv von ganzen Personen z. B. in der Familie, aber auch von Staatsbürgern in der politischen Vergemeinschaftung eines Staates oder Herrschaftsverbandes; Gesellschaft dagegen ein Kollektiv von Rollenträgern oder Vertragspartnern. (...) Grundsätzlich auf die rationale Realisierung von Eigen-Interesse bezogene, Vergesellschaftung aus sich heraus treibende Prozesse des marktvermittelten Wirtschaftens sind immer auf die Einbettung in dazu polare und in unauflöslicher Spannung stehenden gemeinwohrrationalen und Vergemeinschaftung bedeutenden Prozessen der Solidarität und Wahrung von Gerechtigkeit angewiesen. Die (...) Funktionsbereiche von Bildung, Sozialisation, Kultur, Rechtsstaatlichkeit und Friedenssicherung gehören dieser fundierenden Sphäre von Vergemeinschaftung an.“¹⁸⁷

In der Rede von einem Schwinden der Prägekraft klingt des weiteren unmittelbar ein längst überholtes, weil deterministisches Verständnis von Prozessen der Sozialisation an. Die Individualisierungsdebatte bewegt sich also nicht nur hinsichtlich der ihr zugrunde liegenden Auffassung von Modernisierung, sondern auch hinsichtlich der ihr zugrunde liegenden Sozialisationstheorie auf soziologisch archaischem Niveau. Ist außerdem im Rahmen dieser Debatte von einer „Erosion traditionaler Großgruppenmilieus“ die Rede, bleibt meistens unberücksichtigt, dass die unterstellten Erosionsprozesse durch wechselseitige Durchmischungen zustande kommen, deren Dynamik rekonstruierbar wäre. In ihnen wird Tradiertes in Neuem aufgehoben, verschwindet und erodiert also nicht einfach. Prozesse des sozialen Wandels werden im Rahmen der Individualisierungsdebatte also zutiefst undialektisch oder – um einen weniger präventösen Begriff zu verwenden – ahistorisch gedacht.

In den hier vorgelegten Fallstudien wurde empirisch hergeleitet, dass es sich auch bei zeitgenössischen modernen Familien um diffuse Beziehungsgeflechte handelt, die für die Genese von Identität und Bewusstsein von konstitutiver Bedeutung sind. Die Fallstudien dokumentieren exemplarisch, dass die Familie als der basale Ort von Vergemeinschaftung ihre Bedeutung für die individuelle Entwicklung noch lange nicht eingebüsst hat – und wohl kaum je einbüßen wird. Dieser allgemeine Befund

187 Oevermann (1998: 18f.).

lässt sich ausgehend von den Analyseergebnissen in dreifacher Hinsicht spezifizieren:

Erstens entscheidet sich in der sozialisatorischen Interaktion zwischen Mutter, Vater und Kind, ob letzteres in unbeschädigter Form eine stabile und kohärente Ich-Identität entwickeln kann. Am Fall von Pascal Jann konnte exemplarisch nachgewiesen werden, dass nicht zeitspezifisch neue Gelegenheitsstrukturen – „Moden, Verhältnisse, Konjunkturen und Märkte“ – für die Genese einer „narzisstischen“ Identitätsformation verantwortlich sind, sondern die Struktur der Beziehungen innerhalb der Familie. Am Fall von Pascal Jann wurde außerdem allgemein sichtbar, dass sich die Frage nach einer gelingenden Individuation nicht, wie dies in ideologischen Diskussionszusammenhängen gelegentlich geschieht, auf die Frage: Mütterliche Zuwendung ja oder nein? reduzieren lässt. ‚Totale‘ Mutterliebe kann sehr wohl paradoxe Folgen haben. Bei den übrigen Fällen konnte demgegenüber ein weitgehend unproblematischer Individuationsverlauf rekonstruiert werden.

Bezieht man zusätzlich zur „ödipalen Triade“ die Geschwisterkonstellation in die Betrachtung mit ein, lassen sich die Analyseergebnisse – allerdings ausschließlich auf die Konstellation zweier Brüder bezogen – wie folgt verallgemeinern: Die Position in der Geschwisterreihe beeinflusst die individuelle Entwicklung entscheidend. Weil der Zweitgeborene genuin ein Schattendasein führt, sieht er sich mit einer verschärften Problematik der Selbstbehauptung konfrontiert. Mit dieser Position sind sowohl besondere Risiken als auch besondere Chancen verbunden. Riskant ist sie deshalb, weil der Erstgeborene Vorgaben setzt, mit denen sich der Zweitgeborene zwangsläufig auseinandersetzen muss. Sowohl im Fall von André Jann als auch im Fall von Urs Leutwyler zeigte sich, dass hieraus gewisse Startschwierigkeiten bei der Entwicklung und Realisierung eigener Lebensentwürfe erwachsen können. Chancenreich ist die Position des Zweitgeborenen insofern, als dieser sich bei der Entwicklung und Ausführung seiner eigenen Entwürfe bereits an einem Mehr an Anhaltspunkten orientieren und in gewisser Weise auch auf ein Mehr an Lebenserfahrung zurückgreifen kann. So ist er beispielsweise in der Lage, beim Erstgeborenen in Schiefelage Geratenes oder eindimensional Radikalisiertes reflexiv einer korrigierenden, relativierenden oder distinguierenden Wendung zuzuführen. Demgegenüber scheint sich der Erstgeborene viel unmittelbarer mit den spezifischen Erwartungen der Erwachsenenwelt auseinandersetzen zu müssen: André Jann ist von der Erwartung entlastet, ein aussergewöhnlicher Bursche zu sein; Urs Leutwyler von der Erwartung, ein durch und durch offener Geist sein zu müssen.

Zweitens liefert das sozialisatorische und sozialmoralische Umfeld der Familie die nach wie vor entscheidende Basis für die Herausbildung individueller Habitusformationen. Wie die grundlegenden Prozesse der Individuation sind auch Prozesse der „Inkorporierung“ eines Habitus als *interaktive* Prozesse, also nicht als Prozesse

der Konditionierung oder des Kopierens zu denken. Sie sind entwicklungs offen und folglich auch offen für Transformationen. Edgar Leutwylers Habitus der Offenheit erwächst wesentlich aus dem Umstand, dass er sich – wenn auch kontrafaktisch – lebenslänglich für den elterlichen Familienbetrieb abrufbereit hält. Er transformiert eine im eigentlichen Sinne „traditionale“ normalbiographische Erwartung in eine mit den Desideraten seiner Zeit hochgradig kompatible „Programmatik“ der Weigerung, sich vollständig auf eine bestimmte Laufbahn festzulegen. Programmatik darf in diesem Zusammenhang allerdings nicht intentionalistisch missverstanden werden: „Offenheit“ funktioniert im Fall von Edgar Leutwyler wie ein „Automatismus außerhalb der bewussten Kontrollierbarkeit“.¹⁸⁸ In Barbara Leutwylers Habitus der Desillusionierung erscheint das Milieu ihrer Herkunft – ein Milieu protestantischer Kleinbürgerlichkeit – als unmittelbar präsent. Ihr Habitus birgt indes auch subversive Momente, die sich nicht zuletzt gegen dieses Herkunftsmilieu selbst richten. Freilich sprengen Barbara Leutwylers Proteste den Rahmen des kleinbürgerlichen Ressentiments wiederum nur sehr bedingt.

Das habituelle Rebellentum von Henry Jann stellt eine Reaktion auf die milieuspezifische Erwartung dar, sich vollständig in das System des industriellen Paternalismus einbinden zu lassen. Den Erwartungen seines Herkunftsmilieus wird er dabei insofern gerecht, als sich sein Wille zur komplettierenden Aneignung gerade auf das Uhrmachermetier und nicht auf irgendetwas anderes bezieht. Im Prozess der Habitusgenese vollzieht sich bei Henry Jann also die Transformation einer *äußeren* in eine *innere* Berufung. Beata Janns Habitus der Mütterlichkeit wiederum kommt dadurch zustande, dass ihr – angesichts des ihr drohenden („traditionalen“) Schicksals der zurückbehaltenen Tochter – die Gründung einer eigenen Familie als ein emanzipatorischer Akt der Erlangung lebenspraktischer Autonomie erscheint. Sie transformiert eine traditionale Fürsorgeerwartung in ein bürgerliches Ideal der Mutterliebe.

Auch der Habitus der Kinder konstituiert sich in der Auseinandersetzung mit den Bedingungen ihres jeweiligen Herkunftsmilieus. Bei Pascal Jann lässt sich in diesem Zusammenhang von einer „Überbietung des Vaters“, bei André Jann von einer „Solidarisierung mit dem Vater“, bei Andreas Leutwyler von einer „Entstilisierung des Vaters“ und bei Urs Leutwyler von einer „Versachlichung der Mutter“ sprechen. Diese sicherlich etwas behelfsmäßigen Formeln sollen zum Ausdruck bringen, dass die „Tradierung“ von Habitusformationen in der familialen Generationenfolge immer deren Transformation impliziert. Obwohl sich im Wandel der Generationen auf der Ebene des Habitus immer etwas Neues konstituiert, erfolgt dessen Formierung nicht aus dem historischen und sozialen Nichts heraus.

188 Siehe zu der entsprechenden begrifflichen Fassung des „Habitus“ Oevermann (2001: 45) sowie Kapitel 1.2 dieser Arbeit.

In diesem Zusammenhang fällt auf, dass in beiden untersuchten Familien die von der Elterngeneration erbrachten Transformationsleistungen historisch im Grunde viel einschneidender sind als diejenigen der Kindergeneration. Bei Henry und Beata Jann lässt sich gar von einer eigentlichen „Enttraditionalisierung“ sprechen. Etwas zugespitzt formuliert durchbrechen sie in ihrem jeweiligen Milieu – der Uhrenindustrie und der Landwirtschaft – eine traditionale Reproduktionslogik des dumpfen Nachvollziehens. Dieser Befund lässt die mit dem Individualisierungstheorem verbundene Vorstellung, „Enttraditionalisierung“ sei ein Phänomen der letzten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts, als äußerst anfechtbar erscheinen.

Drittens übt die familiäre Herkunft einen nach wie vor nicht zu unterschätzenden Einfluss auf die Herausbildung individueller Denkweisen aus. Die Vorstellung, dass die Denkschemata der Eltern durch die jeweilige Kindergeneration einfach nur imitiert oder repliziert würden, ist indes absurd. Denn zum einen verändern sich in der gesellschaftlichen Generationenfolge (im Sinne Mannheims) die konkreten Problemstellungen, an denen sich hergebrachte Denk- und Deutungsschemata ständig von Neuem zu bewähren haben. Folglich transformieren sich diese auch. Und zum anderen kann es in der familialen Generationenfolge – beispielsweise durch Heirat über die Milieugrenzen hinweg – zu einer Durchmischung und qualitativen Neuformierung sozialmoralischer Milieus kommen, was zwangsläufig eine Transformation der an die Ursprungsmilieus gekoppelten Deutungssysteme und Sittlichkeitsideale bewirkt. Sowohl bei Familie Jann als auch bei Familie Leutwyler transformiert sich in der Generationenfolge eine Deutungstradition, die sich der Denkströmung des Liberalismus zuordnen lässt. Die Affinität von Familie Leutwyler zu dieser Denkströmung reicht vermutlich bis in die Gründungszeit der modernen Schweiz zurück. Bei Familie Jann hingegen scheint sie neueren Ursprungs zu sein: Sie erwächst aus dem von Henry Jann lebenspraktisch vollzogenen Ausbruch aus dem System des industriellen Paternalismus.

Auf der Bewusstseinssebene verändert sich bei den Janns und den Leutwyler in der familialen Generationenfolge insbesondere die Affinität zur geistigen Tradition des Liberalismus: Während bei Andreas Leutwyler der politische Liberalismus des Vaters in einen abstrakten Wirtschaftsliberalismus mutiert, passt ihn Urs Leutwyler den Herausforderungen der wirtschaftlichen Globalisierung an. Ungebrochen erhalten bleibt in Familie Leutwyler die Lust an der sich am liberalen Prinzip des Pluralismus ausrichtenden weltanschaulichen Kontroverse. Insbesondere in der Betonung der schöpferischen Kraft der Jugend nimmt André Jann den väterlichen Liberalismus auf, während sich dieser bei Pascal Jann, vermittelt über die narzisstische Grundstruktur seines Habitus, in einen selbstbezogenen Kult höherer Vernünftigkeit transformiert.

Zusätzlich zeigte sich in den beiden Fallstudien exemplarisch, dass an sozialmoralische Milieus nach wie vor spezifische Erwartungen gekoppelt sein können, welche die Biographie und die Lebensführung der in ihnen verankerten Personen betreffen. Werden diese nicht erfüllt, bedürfen sie einer besonderen Legitimation oder einer besonderen Begründung. Wie selbstverständlich nehmen Andreas und Urs Leutwyler den akademischen Bildungsweg in Angriff und setzen damit die in der Familientradition angelegte Aufstiegsdynamik fort. Andreas Leutwyler gelingt es indes nicht, der väterlichen Forderung nach „humanistischer“ Bildung auf befriedigende Weise nachzukommen. Angestrengt ringt er in der Folge um eine Begründung, weshalb er „nur“ Betriebswirtschaft studiert hat. In Familie Jann wiederum werden die Genialitätserwartungen an den erstgeborenen Sohn vermutlich nicht unwesentlich dadurch verstärkt, dass Henry und Beata Jann sich ihren Aufstieg in die Bürgerlichkeit hart erkämpfen mussten. Diesen Status gilt es in den Kindern zu einer neuerlichen Blüte zu bringen.

Mit der Feststellung jedoch, dass bei der Herausbildung von Identität, Habitus und Bewusstsein familiale Interaktionen von strukturierendem Gewicht sind, ist *nicht* die Behauptung verbunden, sekundärsozialisatorische Interaktionen ließen den Bildungsprozess des Subjekts untangiert. Fallspezifisch konkret wurde in den einzelnen Fallanalysen gezeigt, in welcher Weise sich beispielsweise die berufliche Sozialisation oder die Sozialisation an der Hochschule auf Identität, Habitus und Bewusstsein auswirkten. Ebenfalls ist an die obige Feststellung *nicht* die Behauptung gekoppelt, generations-, geschlechts- oder sozialraumspezifische Gelegenheitsstrukturen – „Moden, Verhältnisse, Märkte und Konjunkturen“ – ließen die Lebensführung und die Reflexionsleistungen einzelner Individuen unbeeinflusst. Barbara Leutwyler beispielsweise sieht sich in den sechziger und siebziger Jahren *als Frau* und *als Schweizerin* mit der Tatsache konfrontiert, dass für sie keine arbeitsweltlichen Karrierewege vorgesehen sind, während die entsprechenden Möglichkeiten im gleichen Zeitraum ihrem Mann *als Schweizer* und *als Mann* als schier unbegrenzt erscheinen. Diese sich grundlegend unterscheidenden Gelegenheitsstrukturen begründen jedoch nicht, weshalb Edgar Leutwyler wiederholt zu souveränen und unverkrampften Neupositionierungen neigt, während Barbara Leutwyler relativ dauerhaft in einer Haltung subversiver Verschwiegenheit verharrt. Die Art ihrer Reaktion und Einflussnahme auf die äußeren Bedingungen erscheint vielmehr als vermittelt über einen je besonderen Habitus, der seinen primären Ursprung deutlich erkennbar im spezifischen Milieu ihrer jeweiligen Herkunft hat.

Analoges gilt für die Fälle von Beata und von Henry Jann: Sicherlich wird bei Beata Jann die Herausbildung eines hohen Ethos der Mütterlichkeit wesentlich dadurch begünstigt, dass sie mit der Übernahme der Rolle der Mutter, Hausfrau und Gattin den generationsspezifischen Erwartungen an eine Frau vollumfänglich gerecht

wird. Dass sie aber ihre Mutterschaft hypostasiert, lässt sich indes wiederum nur von den besonderen Bedingungen ihrer Herkunft her verstehen: des Aufwachsens im Tal, des Verlusts des Vaters, der Arbeit in der Fabrik usw. Der Erfolg von Henry Janns Rebellion gegen den industriellen Paternalismus wiederum wurde sicherlich wesentlich dadurch begünstigt, dass in der Zeit, in die seine Lehrjahre fielen, sich eine Aufweichung der paternalistischen Strukturen bereits abzeichnete und von den Rändern her ein innovativer Geist in der Uhrenindustrie Einzug hielt. Dass indes Henry Jann dieser Entwicklung nicht defensiv oder gar resignativ gegenüber stand,¹⁸⁹ sondern dass er sich als einer ihrer eigentlichen Pioniere hervortat, lässt sich wiederum nur dadurch erklären, dass er bereits während der Kinder- und Jugendjahre einen der Struktur nach rebellischen Habitus ausbildete.

Analog ist das Verhältnis zwischen Gelegenheitsstrukturen und Habitusformationen auch bei den Vertretern der Kindergeneration zu denken. Der neue Pragmatismus von Andreas Leutwyler hängt zwar sicherlich damit zusammen, dass in den 1990er Jahren die Zugänge in die Arbeitswelt enger wurden und parallel dazu der Bewährungsdruck auf jeden Einzelnen zunahm. Dass Andreas Leutwyler von den Restrukturierungen im Bankensektor indes nicht eine auf Dauer gestellte Bedrohung der eigenen Position – oder gar der eigenen Person – ausgehen sieht, sondern diese im Gegenteil euphorisch begrüßt, liegt in einem „strukturellen Optimismus“¹⁹⁰ begründet, der sich in der bei ihm vorliegenden Form gerade innerhalb seines spezifischen Herkunftsmilieus herausbilden konnte. Und wie bereits dargelegt, gründet die Umtriebigkeit von Pascal Jann nicht auf der für die 1990er Jahre charakteristischen – und auch in Schweizer Kleinstädten beobachtbaren – beschleunigten Dynamik der Ausdifferenzierung alter und der Entstehung neuer Szenen und Subkulturen sowie *arbeitsweltlicher* Nischen. Vielmehr gründet seine Umtriebigkeit auf der narzisstischen Grundstruktur seines Habitus – wobei Pascal Jann von den erwähnten Dynamiken insofern profitiert, als sie es ihm ermöglichen, sich gegen narzisstische Kränkungen immun zu halten. Allgemein lässt sich festhalten, dass die Art und Weise, ob und wie jemand Opportunitäten und Gelegenheitsstrukturen wahrnimmt und wie er auf diese reagiert, nicht, wie es die Individualisierungsthese suggeriert, durch diese Opportunitäten und Gelegenheitsstrukturen selbst, sondern durch die im Wesentlichen während der Primärsozialisation entwickelte individuelle Habitusformation strukturiert wird.

189 Eine Kontrastkonstellation zum Fall von Henry Jann schildert Bühler (2002b) im Porträt des Uhrmachers Karl Dubois. Vgl. zur traditionell eher innovations skeptischen Haltung von Beschäftigten der Uhrenindustrie die Ausführungen in Kapitel 4.2.

190 Zur Habitusformation eines „strukturellen Optimismus“ siehe allgemein Oevermann (2001: 46).

Aus den Ergebnissen der hier vorgelegten Fallstudien lässt sich die Forderung nach einer soziologischen Herangehensweise an die Institution Familie ableiten, die sich konkret auf die sich in ihr vollziehenden sozialisatorischen Prozesse einlässt und ihren vermeintlichen oder allfälligen „Strukturwandel“ nicht bloß äußerlich – etwa durch den Verweis auf steigende Scheidungsquoten, die größere Zahl alleinerziehender Eltern oder das Phänomen von Fortsetzungsfamilien – beschreibt. Es ist dies gleichzeitig die Forderung nach einer Familiensoziologie, in welcher sozialisatorische Prozesse nicht als Prozesse der Konditionierung, sondern als Interaktionsprozesse aufgefasst werden, in denen *Neues* aus bereits Existierendem emergiert. Die mit der Individualisierungsthese verbundene „Familiensoziologie“¹⁹¹ wird diesen Forderungen insbesondere deshalb nicht gerecht, weil ihr ein Verständnis der idealtypischen Struktur diffuser Sozialbeziehungen resp. der Interaktion „ganzer“ Menschen – in der Begrifflichkeit von Habermas ein Verständnis der „Lebenswelt“ – schlicht fehlt.

7.2 Fragmentierung von Identität und Bewusstsein?

Gemäß den Verfechtern der Individualisierungsthese bilden sich in der Gegenwartsgesellschaft individuelle Muster von Identität und Bewusstsein nicht mehr innerhalb angeblich „traditionaler“ Sozialformen wie der Familie oder sozialmoralischer Milieus heraus. Die entsprechenden Individuierungsprozesse vollzögen sich stattdessen zum einen auf „Sinn-Märkten“, zum anderen innerhalb von sogenannten „kleinen Lebens-Welten“ und „posttraditionale Gemeinschaften“.¹⁹² Sozial entwurzelt und mental im Freien stehend, lege sich der Einzelne – je nachdem, wo er sich gerade aufhalte – eine situationsadäquate „Teil-Identität“ zurecht. „Der einzelne sucht dieses Sinn-Defizit-durch-Sinn-Überfluss typischerweise dadurch auszugleichen, dass er sich in konkreten Beziehungen mit überschaubaren Aktivitäten ‚verortet‘, dass er sich temporär in kleineren Gruppen integriert, bzw. sich auf für ihn konkret fassbare

191 Vgl. die diesbezüglichen Ausführungen in Beck (1986: Kapitel IV) sowie Beck-Gernsheim (1998).

192 Die Begriffe „posttraditionale Gemeinschaften“ und „kleine Lebens-Welten“ werden etwa von Hitzler (1999) verwendet. Mit diesen Konzepten aber wird m.E. das Defizit einer Nichtbeachtung der Vergemeinschaftungsfundamente von Gesellschaft durch die Individualisierungsthese nicht behoben. Es ist ja wohl kaum davon auszugehen, dass einem „Arbeitslosen-Selbsthilfe-Sportverein“, einem „Sado-Maso-Netzwerk“ oder einem „Senioren-Bodybuilding-Studio“ (vgl. Hitzler 1999: 236 sowie Kapitel 1.2 dieser Arbeit) eine derjenigen der Familie äquivalente Sozialisations- und Vergemeinschaftungsfunktion zufallen kann.

Gruppierungen bezieht, dass also bestimmte, dort gültige Deutungs- und Handlungsmuster für ihn zumindest für Teilbereiche seines alltäglichen und außeralltäglichen Lebens bedeutsam werden. Anders ausgedrückt: die subjektiv wie intersubjektiv so oft befriedigende Sinnhaftigkeit von gruppenspezifischen Konsensen hängt nachhaltig gerade damit zusammen, dass die ‚hier‘ gültigen Problemlösungsmuster eben *nicht*, zumindest nicht fraglos, auf andere Lebensbereiche übertragbar sind, dass sie *keinen* Generalplan für die Bewältigung der Gesamtbiographie in der Moderne bereitstellen – auch wenn ein solcher Anspruch immer wieder artikuliert wird. Folglich muss der einzelne sein Leben sozusagen als (lediglich *subjektiv* sinnhaftes) ‚Patchwork‘ aus Partizipationen an verschiedenen ‚single purpose communities‘ gestalten, in denen oft völlig heterogene Relevanzsysteme ‚gelten‘, von denen jedes lediglich einen *begrenzten* Ausschnitt seiner individuellen Erfahrungen betrifft.¹⁹³ Bei allem Bemühen um Anschluss an den arrivierten soziologischen Diskurs – Hitzler spricht von „Sinnhaftigkeit“, von „Konsensen“, von „Relevanzsystemen“; verwendet Begriffe wie „subjektiv“, „intersubjektiv“, „subjektiv sinnhaft“ – weist seine Konzeption des zeitgenössischen Menschen ein ganz wesentliches Defizit auf: Sie bleibt an der Oberfläche des unmittelbar Registrierbaren. Die Lebenspraxis *des* zeitgenössischen Menschen erscheint ihm als eine Summe unverbundener Einzelhandlungen; seine Identität als die Summe dessen, was er als diese in unterschiedlichen Situationen nach außen hin darstellt oder gar inszeniert. Diese additiven Konzeptionen von Praxis und Identität unterbieten an Elaboriertheit selbst das Akteurkonzept des *Rational Choice*-Ansatzes. In diesem kommt zumindest noch die Vorstellung zum Tragen, dass Individuen Entscheidungsoptionen entsprechend eines je individuellen und in sich kohärenten Systems von Präferenzen bewerten und dass ihre Handlungsmöglichkeiten durch eine begrenzte Ausstattung mit Ressourcen restringiert sind.¹⁹⁴

Die Vorstellung einer zunehmenden Fragmentierung – oder vielleicht besser: Parzellierung – von Identität und Bewusstsein wird im Rahmen der Individualisierungsdebatte gelegentlich auch alternativ, nämlich funktionalistisch begründet. Kohärente Identitäten und Bewusstseinsformen lösten sich deshalb auf, weil sie gesellschaftlich dysfunktional geworden seien. Einheitliche Orientierungen und ein unflexibles und starres Identitätskorsett hinderten den zeitgenössischen Menschen daran, in einer Welt bestehen zu können, deren vorherrschende Prinzipien diejenigen der Flexibilität

193 Hitzler (1999: 235f.).

194 Freilich trägt auch der *Rational Choice*-Ansatz zu einer soziologischen Rekonstruktion der Struktur und Genese individueller Präferenzmuster sowie zu einer soziologischen Rekonstruktion von Prozessen der Reproduktion sozialer Ungleichheit nichts Substanzielles bei (vgl. Kapitel 8).

und der Dynamik seien. Mit der Flexibilisierung und Dekonventionalisierung vormals stabiler gesellschaftlicher Strukturen nehme der Druck auf den Einzelnen zu, sich „Identität“ bloß noch auf Zeit zurechtzulegen und sich einzelner Denkmuster und Deutungsschemata bloß noch auf Widerruf zu bedienen.¹⁹⁵

Der Blick auf die Ergebnisse der hier vorgelegten Fallstudien lässt sowohl die Patchwork-These als auch die These eines dysfunktional Werdens kohärenter Identitäten als außerordentlich kurzschlüssig erscheinen. Der Lebenspraxis aller untersuchten Fälle liegt – und zwar sowohl in ihren praktischen als auch ihren kognitiven Ausdrucksgestalten – ein hochgradig kohärentes Muster der Selektivität resp. eine sie durchgängig strukturierende Habitusformation zugrunde. Alltagssprachlich formuliert bedeutet dies, dass durchgängig alle Lebensäußerungen der untersuchten Fälle als „für sie typisch“ erkennbar sind (ähnlich wie auch der nächste, der übernächste und der überübernächste Artikel von Ronald Hitzler oder Ulrich Beck noch als ein „typischer“ Hitzler- resp. Beckartikel erkennbar sein wird). Sowohl in ihren Einschätzungen der verschiedenen Belange des sozialen Lebens, als auch in den von ihnen gefällten biographisch relevanten Entscheidungen erscheinen die untersuchten Fälle als mit sich je „identisch“. Dies gilt auch für diejenigen zwei Fälle, bei denen – allerdings nur bei einer sehr oberflächlichen Betrachtung – vielleicht am ehesten noch eine Fragmentierungs- oder Parzellierungsdiagnose gestellt werden könnte: Obwohl sich André Jann in verschiedenen Gruppen, Szenen und Subkulturen bewegt, und obwohl er sich in seinen zeitdiagnostischen Einschätzungen offen, differenzierend und undogmatisch gibt, kommen das ihm eigene Charisma und die ihm eigene Lebenstüchtigkeit gerade dadurch zustande, dass seine Lebenspraxis sich durchgängig an einem Prinzip ausrichtet, das man als das „Prinzip Jugend“ bezeichnen könnte. In geradezu überscharfer Ausprägung wird auch die Lebenspraxis von Pascal Jann durch ein fallspezifisches Muster der Selektivität zusammengehalten – durch Narzissmus. Es ist dies allerdings ein Muster, das nicht *progressiv* auf Autonomie und Bewährung, sondern *regressiv* auf Praxisverweigerung und Selbstimmunisierung ausgerichtet ist. Der Fall von Pascal Jann zeigt exemplarisch, dass Habitusformationen, die ins Pathologische tendieren, besonders rigide und tendenziell wenig entwicklungs offen sind.

Des Weiteren zeigen die Fälle von André Jann, Andreas Leutwyler und Urs Leutwyler, dass eine gefestigte Ich-Identität und eine konsequente Orientierung an spezifischen – freilich immer auch entwicklungs offenen – Sittlichkeitsidealen nicht etwa dysfunktional, sondern im Gegenteil hochgradig funktional für eine gelingende Verortung und eine dauerhafte Bewährung in einer zweifellos facettenreicher und „unverlässlicher“ gewordenen Welt sind. Sie ermöglichen es erst, aus der ständigen

195 Siehe zu dieser Argumentationslinie zusammenfassend Wagner (1995: 241ff.).

Überflutung mit Opportunitäten und Reizen nicht desorientiert, verwirrt oder verstört hervorzugehen, sondern in der Auseinandersetzung mit ihnen persönlich zu wachsen und an Autonomie zu gewinnen.

Die Ergebnisse der beiden Fallstudien legen die Forderung nach soziologischen Forschungen nahe, die nicht bei der gestelzten Beschreibung der Oberflächenerscheinungen zeitgenössischer Lebensführung stecken bleiben, sondern diese analytisch durchdringen. In ihnen wäre dann beispielsweise zu klären, welche Habitusformationen für Personen charakteristisch sind, die sich etwa auf den „Sinn-Markt“ einer Esoterik-Messe oder in die „Lebens-Welt“ eines Fitnesscenters begeben. Daran anschließend könnten dann möglicherweise auch Aussagen darüber gemacht werden, welche „Kulturbedeutung“ (Weber) diesen Kulturerscheinungen zufällt – und zwar ohne sie bloß oberflächlich als Phänomene eines irgendwie gearteten „Zeit-Geistes“ hinzustellen.

7.3 Ein neues „Wertesystem der Individualisierung“?

Mit der Individualisierung entstehe auch ein neues „Wertesystem“, schreibt Ulrich Beck in der *Risikogesellschaft* – ein „Wertesystem der Individualisierung“. Er umreißt es wie folgt: „In den fünfziger und sechziger Jahren haben die Menschen [sic!] auf die Frage, welche Ziele sie anstreben, klar und eindeutig geantwortet: in den Kategorien eines ‚glücklichen‘ Familienlebens, mit Plänen für das Einfamilienhaus, das neue Auto, die gute Ausbildung für die Kinder und die Erhöhung ihres Lebensstandards. Heute sprechen viele hier eine andere Sprache, die – zwangsläufig vage – um ‚Selbstverwirklichung‘, die Suche ‚nach der eigenen Identität‘ kreist, die ‚Entwicklung der persönlichen Fähigkeiten‘ und das ‚In-Bewegung-Bleiben‘ zum Ziel hat. Dies trifft keinesfalls auf alle Bevölkerungsgruppen gleichermaßen zu. Dieser Wandel ist wesentlich ein Produkt der jüngeren Generation, der besseren Ausbildung und des höheren Einkommens, während die älteren, ärmeren und weniger gut ausgebildeten Teile der Bevölkerung deutlich an das Wertesystem der fünfziger Jahre gebunden bleiben. Die konventionellen Erfolgssymbole (Einkommen, Karriere, Status) erfüllen für viele nicht mehr die neu erwachten Bedürfnisse nach Selbstfindung und Selbstbestätigung, ihren Hunger nach einem ‚ausgefüllten Leben‘. Die Konsequenz ist, dass die Menschen immer nachdrücklicher in das Labyrinth der Selbstverunsicherung, Selbstbefragung und Selbstvergewisserung hineingeraten.“ Und weiter: „Dieses neue Wertesystem der Individualisierung enthält zugleich auch Ansätze einer neuen Ethik, die auf dem Prinzip der ‚Pflichten gegenüber sich selbst‘ beruht. Dies stellt für die traditionelle Ethik einen Widerspruch dar, da Pflichten

notwendig Sozialcharakter haben und das Tun des einzelnen mit dem Ganzen abstimmen und in es einbinden. Diese neuen Wertorientierungen werden daher auch leicht als Ausdruck von Egoismus und Narzissmus (miss)verstanden. Damit wird aber der Kern des Neuen, der hier hervorbricht, verkannt.¹⁹⁶

Betrachtet man die von den hier analysierten Fällen verwendete Rhetorik, zeigen sich bei einer oberflächlichen Betrachtung im Vergleich der älteren und der jüngeren Generation tatsächlich gewisse Unterschiede. Auf Aussagen wie „Ich will einfach nicht stehen bleiben“ oder „Das ist nicht das Richtige für mich“ stößt man vermeintlich eher bei der Generation der Söhne, während in den Ausführungen der Eltern vergleichsweise noch stärker zum einen die Kultivierung eines glücklichen Familienlebens und zum anderen die Sorge um das Gemeinwohl thematisch sind. Bei einer genauen Analyse verschwindet diese vermeintliche Differenz indes. Unabhängig vom jeweils subjektiv zur Darstellung Gebrachten und dessen sprachlicher Gestaltung erscheint auch die Lebenspraxis der Elterngeneration als durchdrungen von einer Logik der individuellen Bewährung, des Ringens um die richtigen Entscheidungen sowie eines emanzipatorischen Strebens nach Autonomie. Die Analyse hat gar gezeigt, dass die diesbezüglich von den Eltern erbrachten Leistungen spektakulärer sind als die der Söhne: Der Fall von Beata Jann wäre grundlegend missverstanden, wenn man ihr Dasein als Hausfrau, Mutter und Gattin und die mit ihm verbundenen Wertorientierungen unter die Formel des „Privatismus“ oder der Kultivierung des Familienglücks subsumieren würde.¹⁹⁷ Ihr emphatischer Entwurf von Mütterlichkeit weist vielmehr in hohem Masse emanzipatorische Züge auf. Er ist das Ergebnis eines harten Ringens um ein selbstbestimmtes Leben – und ist gleichzeitig darauf ausgerichtet, anderen, konkret den Kindern, die Chance zu einem solchen zu eröffnen. Gleiches gilt für die Berufsbiographie von Henry Jann. Auch sie wäre missverstanden, wenn man sie als primär ausgerichtet auf die Erhöhung von Einkommen, Position und Status deuten würde. Die ihr inhärenten diversen Brüche, die eine komplettierende Erschließung des Feldes der Uhrmacherei zur Folge haben, sind durchgängig motiviert durch einen starken individuellen Bewährungswillen. Auch in diesem erscheinen ein ichbezogenes Autonomiestreben und ein gemeinwohlbezogener Entwurf der Erweiterung der materialen Rationalität in der Gesellschaft als immer

196 Beck (1986: 154f.).

197 Im Sample der insgesamt 80 Fälle, die im Rahmen des Forschungsprojekts „Alltagsweltliche Szenarien für die Zukunft der Schweiz“ analysiert wurden, ließ sich ein Typus bestimmen, dessen Lebensführung durchaus in dem von Beck beschriebenen Sinne auf die „Kultivierung der privaten Lebensführung“ ausgerichtet ist. Es zeigte sich indes, dass es sich bei dessen „Privatismus“ stärker um ein milieuspezifisches als um ein generationsspezifisches Phänomen handelt. Besonders häufig fand er sich bei jungen Frauen kleinbürgerlicher Herkunft. Vgl. das Porträt von Sandra Bigler in Bühler (2002b).

schon untrennbar miteinander vereint. Aus Henry Janns Berufstätigkeit können – zumindest der Möglichkeit nach – Innovationen hervorgehen, die sowohl individuell als auch gesellschaftlich einen Gewinn darstellen.

Eine analoge Struktur findet sich in den Fällen von Edgar und Barbara Leutwyler: Edgar Leutwylers Werdegang lässt sich eindeutig nicht unter Kategorien wie Einkommensmaximierung, Karrierismus oder Statusgewinn subsumieren. Vielmehr ist auch diesem eine Motivik der Selbstcharismatisierung im Sinne der Erprobung der eigenen Krisenfestigkeit sowie – untrennbar damit verbunden – der Erweiterung gesellschaftlicher Rationalität inhärent. Und selbst die Desillusioniertheit von Barbara Leutwyler gründet letztlich darauf, dass sie der Existenzweise ihrer Eltern etwas Anderes entgegenzustellen trachtete, in ihren Bemühungen indes restringiert blieb.

Die Ergebnisse der Analyse aller vier Fälle der Elterngeneration widerlegen also die These, es handle sich beim Streben nach Autonomie sowie den mit ihm verbundenen Praktiken der „Selbstverunsicherung, Selbstbefragung und Selbstvergewisserung“ um spezifisch neue resp. um generationsspezifische Phänomene. Ein auf individuelle Bewährung ausgerichteter Umgang mit Entscheidungszwängen und Begründungsverpflichtungen sowie ein nicht stillstellbarer Drang nach Selbstvergewisserung sind, wie bereits Weber in der Protestantismusstudie dargelegt hat, Schlüsselthematiken moderner Lebensführung schlechthin.¹⁹⁸ Zeitspezifisch neu ist vielleicht einzig, dass in einzelnen gesellschaftlichen Gruppen mittlerweile häufiger und redundanter – in welchen spezifischen Begrifflichkeiten auch immer – von Dingen wie „Selbstverwirklichung“ oder „Selbstmanagement“ die Rede ist. Gerade der Fall von Pascal Jann zeigt jedoch, dass eine selbsttechnokratisierende Geschwätzigkeit – sei es in den Kategorien psychologischer oder esoterischer Ratgeberliteratur, sei es in den Kategorien eines bornierten Ich-versus-die-Masse-Diskurses – durchaus auch das Gegenteil von Autonomie und Bewährung, nämlich Praxisverweigerung und Selbstimmunisierung indizieren kann,¹⁹⁹ wenn auch nicht zwingend muss. Skeptisch gewendet ließe sich hieraus – in den Worten Max Horkheimers – folgern: „Das Thema dieser Zeit ist Selbsterhaltung, während es gar kein Selbst zu erhalten gibt.“²⁰⁰

Demgegenüber liegt in der Lebenspraxis der übrigen Fälle der jüngeren Generation die identische Grundstruktur wie in der Lebenspraxis der Eltern vor: Ohne dass sie diesen reflexiv oder gar ideologisch erst herstellen müssten, besitzt ihr individuel-

198 Vgl. hierzu Oevermanns Modell autonomer Lebenspraxis als „widersprüchlicher Einheit von Entscheidungszwang und Begründungsverpflichtung“ (exemplarisch: Oevermann 1985 und 1988).

199 Vgl. zur Thematik der Selbsttechnokratisierung, bei welcher es sich um eine regressive Form der Bewältigung der Bewährungsproblematik handelt, Oevermanns „exemplarische Fallrekonstruktion zum Typus versozialwissenschaftlicher Identitätsformation“ (Oevermann 1988).

200 Horkheimer (1986: 124).

les Autonomiestreben einen unmittelbaren Gemeinwohlbezug. Ihr – insbesondere berufliches – Handeln erscheint auf die Erhöhung der materialen Rationalität in der Gesellschaft ausgerichtet – oder bescheidener ausgedrückt: ausgerichtet auf die Erschließung immer noch besserer Lösungsansätze für bereits gesehene oder neu zu entdeckende Problemstellungen. Folglich erachten sie ihr Handeln auch insofern für begründungspflichtig, als sie dieses implizit als ein Handeln innerhalb einer spezifischen Sittlichkeit auffassen. Die von ihnen hochgehaltenen „Pflichten gegenüber sich selbst“ reflektieren (ob implizit oder explizit) die Konsequenzen des eigenen Tuns für das gesellschaftliche Kollektiv also immer schon mit.

Obwohl sich allen untersuchten Fällen ein Bewährungsproblem stellt, scheinen die Söhne qualvoller um die für sie richtigen Entscheidungen zu ringen als die Eltern. Dies erklärt sich indes nicht primär daraus, dass – wie es die Individualisierungsthese nahe legt – sie mit einem für die Gegenwart vermeintlich charakteristischen Mehr an Entscheidungsoptionen konfrontiert wären oder dass sie sich der „Pflichten gegenüber sich selbst“ bewusster wären als die Eltern. In erster Linie scheint das Qualvolle in ihrem Ringen eine Reaktion auf die verschlechterte Arbeitsmarktsituation in den 1990er Jahren darzustellen – also in gewisser Weise auf ein *Weniger* an Entscheidungsmöglichkeiten. Henry Jann und Edgar Leutwyler konnten in den Jahren der Hochkonjunktur noch absolut sicher davon ausgehen, dass es für sie immer irgendwo einen sie mehr oder weniger befriedigenden Platz in der Arbeitswelt geben würde. Bei aller persönlichen Fitness und Überzeugtheit von sich selbst bleibt bei den Söhnen diesbezüglich ein Rest von Verunsicherung. Der Fall von Andreas Leutwyler zeigt sehr deutlich, dass ein hieraus erwachsender neuer Pragmatismus nunmehr selber begründungspflichtig wird – dies gegenüber einer Generation, die noch (fast) alles für möglich hielt.

Ob sich die Fälle in ihrem Urteilen eher am Wertesystem eines weltanschaulichen „Individualismus“ oder eher am Wertesystem eines weltanschaulichen „Kollektivismus“ orientieren, ist eine Frage, die es vollkommen unabhängig von der Frage nach dem Gemeinwohlbezug lebenspraktischer Autonomie zu erörtern gälte. Eines der Grundübel der neueren Individualisierungsdebatte besteht darin, dass sie diese zwei im Kern vollkommen anders gearteten Thematiken wild miteinander vermischt. Die Begriffe „Individualisierung“ und „Individualismus“ werden dabei bisweilen weitgehend synonym verwendet. Hierbei wird die Frage nach dem Gelingen von Individuation kurzschlüssig gleichgesetzt mit der Frage nach einer stärker oder schwächer ausgeprägten „individualistischen“ Moral oder Weltanschauung. Dies ist deshalb widersinnig, weil sich die lebenspraktische Bewährungsproblematik, mit deren Bewältigung im idealtypischen Fall immer schon eine Gemeinwohlbezug hergestellt wird, jedem Einzelnen vollkommen unabhängig davon stellt, ob er, sich orientierend an letzten Werten und Sittlichkeitsidealen, beispielsweise als Staatsbürger für „mehr

Eigenverantwortung“ oder für „mehr Solidarität“ eintritt. Wenn etwa Beata Jann aus der Tradition der katholischen Soziallehre heraus eine neuerliche Stärkung der solidargemeinschaftlichen Sphären in der Gesellschaft fordert, bedeutet dies nicht, dass ihre Individuation weniger gelungen wäre als etwa diejenige von Andreas Leutwyler, der aus einer liberalen Deutungstradition heraus für eine Stärkung der Wirtschaftsfreiheit und einen Abbau staatlicher Regulative eintritt. Vor diesem Hintergrund erscheint Ulrich Becks Rede von einer „neuen Ethik“ und „neuen Wertorientierungen“ – in welchem der beiden Kontexte man sie auch immer verortet – als höchst verwirrend. Zum einen wird nämlich für das moderne Subjekt die Bewährungsproblematik nicht erst in den sechziger und siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts virulent. Zum anderen ist zu bedenken, dass die geistige Strömung des Liberalismus, in deren Zentrum immer schon ein Insistieren auf Mündigkeit, Freiheit und Offenheit stand und in deren Tradition sich die zeitdiagnostischen Einschätzungen mehrerer der hier untersuchten Fälle verorten lassen, ja ihrerseits schon über ein gewisses Alter verfügt.

Auf eine historisch-genetische Analyse von kulturellen Sinnsystemen und „Wertorientierungen“ – etwa in der Tradition der Mannheimschen Wissenssoziologie oder entsprechend der Oevermannschen Programmatik einer Analyse sozialer Deutungsmuster²⁰¹ – scheinen sich die Vertreter der Individualisierungsthese deshalb nicht einlassen zu können, weil sie immer schon mit dem Vorurteil ihre Forschungsfelder betreten, die darin einst mächtigen oder gar hegemonialen Traditionen der Wirklichkeitsdeutung seien längst alle schon tot.²⁰² Und auch die Vertreter der „neueren Wissenssoziologie“²⁰³ scheinen eher einem modischen Relativismus das Wort zu reden, als dass sie sich auf eine präzise „historisch-genetische“ und „soziologisch-genetische“ Rekonstruktion²⁰⁴ gegenwärtiger Formen der Weltanschauung und Weltinterpretation überhaupt erst einließen. Im Extremfall verdoppeln sie die Sprache ihres Gegenstandes, ohne diese noch in irgendeiner Weise analytisch zu durchdringen.²⁰⁵

201 Vgl. Abschnitt 2.3 dieser Arbeit.

202 Exemplarisch für eine Vorgehensweise, die eher auf eine Subsumption des Datenmaterials unter die vorgefassten Aussagen der Individualisierungsthese, denn auf dessen rekonstruktive Analyse ausgerichtet ist, scheint mir Karrers (1998) Studie zu *Biographie, Lebensführung und Habitus* von Arbeitern und Angestellten in Zürich zu sein.

203 Vgl. Hitzler/Reichert/Schröder (1999).

204 Die Unterscheidung zwischen einer „Strukturanalyse“, einer „historisch-genetischen Analyse“ und einer „soziologisch-genetischen Analyse“ kultureller Sinnsysteme liegt Karl Mannheims Studie über den Konservatismus (1984) zugrunde. Vgl. zu dieser Unterscheidung auch Honegger/Schallberger (2002).

205 Ein Beispiel für eine solche Verdoppelung stellt etwa die ethnographische Analyse der Technoszene durch Hitzler und Pfadenhauer (1998) dar. Der Artikel, der sinnigerweise bereits im Titel

Die hier vorgelegten Fallstudien scheinen mir zu belegen, dass für ein wissenssoziologisches Verstehen von Wirklichkeitsdeutungen „erster Ordnung“ (Schütz) ein Rekurs auch auf relativ großformatige „Geistesströmungen“ (Mannheim) nach wie vor aufschlussreich ist.

einen charakteristischen Ausspruch der Szene übernimmt („Let your body take control“), tritt an keiner Stelle hinter die Selbstbeschreibungen der *Raving Society* zurück. Wer sich auf der von Hitzler und Pfadenhauer beschriebenen Erfahrungsebene für die Technoszene interessiert, geht also besser selber hin.